
Uwe Dammann

„Wo Diakonie draufsteht, muss auch Diakonie drin sein“

Sprechblasen und der Ernst des Lebens – Erfahrungen

„Wo Diakonie draufsteht, muss auch Diakonie drin sein.“¹ Sätze dieser Art geistern durch die diakonische Landschaft. Entweder als Bekenntnis der Vertreter von Institutionen der „Diakonie“ oder als Anfrage von Kritikern diakonischer Einrichtungen. Aber was soll das sein, was dann drin ist?

I Neutestamentliche Grundlagen

Das Neue Testament kennt keine Institution, die sich „Diakoniewerk“ nennt. Im Neuen Testament ist Diakonie eine Lebenshaltung, ist Gabe und Aufgabe oder die Bezeichnung für ein geordnetes Amt der Gemeinde. Wortschöpfungen wie „Diakoniewerk“ oder „gemeindenahe Diakonie“ sind nicht zu finden. Die neutestamentlichen Aussagen zum Thema Diakonie sind vielfältig und bieten mehrere Möglichkeiten, den Diakoniebegriff zu füllen.

– Jesus hat seine Sendung, seinen Lebensauftrag, als Diakonie bezeichnet und diese Art zu leben auf seine Jünger übertragen (Mk 10, 42-45): *„Da rief Jesus sie zu sich und sprach zu ihnen: Ihr wisst, die als Herrscher gelten, halten ihre Völker nieder, und ihre Mächtigen tun ihnen Gewalt an. Aber so ist es unter euch nicht; sondern wer groß sein will unter euch, der soll euer Diener (diakonos) sein; und wer unter euch der Erste sein will, der soll aller Knecht sein. Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und sein Leben gebe als Lösegeld für viele.“*

Diakonie meint hier, sich voller Hingabe anderen zum Knecht zu machen.

– Paulus hat sich als Diakonos verstanden (1. Kor 3, 5): *„Wer ist nun Apollos? Wer ist Paulus? Diener sind sie, durch die ihr gläubig geworden seid, und das, wie es der Herr einem jeden gegeben hat ...“*

¹ Die hier vorgelegten Überlegungen reflektieren Erfahrungen aus meiner Tätigkeit als Pastor in Gemeinde und Diakonie. Von 1991-2004 war ich Pastor der „Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Bethel“ in Berlin, einer Kirche am Krankenhaus, 2004-2010 theologischer Vorstand des Diakoniewerk Bethel in Berlin, und seit 2004 Vorstand der 1887 gegründeten, ältesten baptistischen Diakonissenschwesterschaft „Bethel“, die sich heute Diakoniegemeinschaft Bethel e. V. nennt.

Diakonie meint hier Menschen, die je nach den von Gott gegebenen Möglichkeiten zum Glauben geführt haben.

– In der christlichen Gemeinde gibt es verschiedene Begabungen und Dienste (1. Kor 12, 4-5): *„Es sind verschiedene Gaben; aber es ist ein Geist. Und es sind verschiedene Dienste; aber es ist ein Herr.“* In deutschen Bibelübersetzungen wird das griechische Wort „diakonia“ oft mit Amt wiedergegeben. Die Diakonie taucht in der Liste der Charismen in Röm 12 auf: *„Ist jemand ein Amt (Diakonie) gegeben, so diene er ...“*

Diakonie meint hier, für eine bestimmte Aufgabe begabt zu sein.

– In Philipper 1, 1 werden die Bischöfe und Diakone ausdrücklich angesprochen. In den Pastoralbriefen finden sich Beschreibungen, welche Persönlichkeit ein Diakon haben sollte (1. Tim 3, 8-13). Was die Diakone aber konkret zu tun hatten, lässt sich nicht genau ermitteln. Erst spät im Neuen Testament deutet sich ein kirchliches Diakonenamt im Sinne sozialer oder liturgischer Aufgaben an.

Diakonie meint hier eine Dienstbezeichnung, ein dem Bischof, bzw. Gemeindeführer zugeordneter Dienst.

– Die Geschichte von der Einrichtung der Institution der Armenpfleger als geordnetes Amt in Jerusalem (Apg 6) wird interessanterweise nicht als Geschichte von der Einrichtung des Diakonenamtes erzählt. Man könnte erwarten, dass dort das „Diakoniewerk Jerusalem“ gegründet wird. Es ist ein soziales Problem zu lösen. Die Apostel bleiben dem Dienst am Wort verpflichtet, der „Diakonie des Wortes“.

Diakonie meint hier gerade nicht Sozialarbeit, sondern Verkündigungsauftrag.

Die Vielfalt, mit der der Diakoniebegriff im Neuen Testament auftaucht, dürfte es heutigen Vertretern der klaren Linie auf allen Seiten schwer machen. Was soll drin sein, wenn sich etwas diakonisch nennt? In der Geschichte vom Besuch Jesu bei Maria und Martha ist der Tischdienst Diakonie (Lk 10, 40). Im Gleichnis von der königlichen Hochzeit sind die Diakone des Königs die Mitarbeiter, die die Menschen ohne hochzeitliches Gewand binden und in die Finsternis werfen sollen. Diakone sind Vollstreckungsbeamte (Mt 22, 13). Paulus empfiehlt Schwester Phöbe, die in der Diakonie der Gemeinde von Kenchräa ist (Röm 16, 1). Vollends bunt wird es, wenn Paulus die Obrigkeit als Diakon Gottes bezeichnet (Röm 13, 4). Und zu lesen ist, dass selbst der Teufel seine Diakone hat (2. Kor 11, 14 f.). Zumindest die letzte Stelle könnte der Marke „Diakonie“ Mühe machen.

Versucht man die neutestamentlichen Diakonietexte auf einen Nenner zu bringen, kann man nur feststellen, dass irgendwer im Auftrag von wem auch immer, was auch immer tut. Für das Neue Testament kann man festhalten, dass jede kirchliche oder christliche Tätigkeit oder Funktion mit „dienen“ beschrieben werden kann. Das im kirchlichen Umfeld gepflegte Bild von „Diakonie“ als Hingabe verengt die neutestamentliche Bedeutungsvielfalt. Die Deutungshoheit des Begriffes „Diakonie“ sollte bei der Exegese bleiben.

Durch landeskirchliche und freikirchliche Diakonissen war „Diakonie“ schon im 19. Jahrhundert eine Marke. Die Hingabe dieser evangelischen Frauen, die gleichzeitig nach den (katholischen) Evangelischen Räten (Armut, Ehelosigkeit und Gehorsam) lebten, hat die Erwartungen an die Diakonie mit Sicherheit geprägt. Diakonie als Marke finden wir dann in Deutschlag endgültig ab 1957, als sich der 1848 entstandene „Central-Ausschuss für die Innere Mission“ und das 1945 gegründete „Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland“ zum „Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland“ zusammenschloss. Damit verankert sich die Diakonie als eine Wesensäußerung der Kirche.² Der entsprechende Verband der Katholischen Kirche, 1897 als Caritas-Verband gegründet, bietet mit seinem Namen eine andere theologische Substanz, ist doch die Diakonie Gottes gerade die Caritas, das herzliche Erbarmen.

2 Spannungsfelder der Diakonie

Was soll nun drin sein in der Diakonie? Unter der großen Last eines geprägten Verständnisses von „Diakonie“ haben nun alle Einrichtungen, die unter diesem Namen organisiert sind, ihrer Aufgabe nachzugehen. Gelegentlich sehen sich größere und traditionelle diakonische Einrichtungen den Anfragen und Vorwürfen von Mitarbeitenden oder Beobachtern ausgesetzt: „Das ist doch keine Diakonie mehr!“ Man stöhnt über Kostendruck, Beanspruchung der Mitarbeitenden, mangelndes christliches Profil, Spannung zwischen Leitbildern und erfahrener Wirklichkeit. Abgesehen davon, dass derartige Anwürfe von Anfang an betriebliche Diakonie begleiten, hat es in den letzten 60 Jahren tatsächlich tief greifende Veränderungen gegeben. Als Konsequenz auf die entstandene Entfernung von Kirche und Gemeinden zur betrieblichen Diakonie ist seit einigen Jahren der Begriff der „gemeindenahen Diakonie“ geprägt worden. Gemeinden sehen diakonische Aufgaben und reagieren mit entsprechenden Projekten. Lange haben Kirchen und Gemeinden professionelle Liebestätigkeit an die Institutionen der Diakonie delegiert. Nun machen sie sie wieder selbst. Dabei dürfte die gemeindenahen Diakonie grundsätzlich die gleichen Herausforderungen erleben, wie die betriebliche Diakonie. Was ist passiert?

2.1 Der Wandel von der diakonischen Person zum diakonischen Unternehmen

Als Beispiel sehe ich auf die Geschichte der Entwicklung des Diakoniewerk Bethel, Berlin. Alle Diakonie hat ihren Anfang mit Menschen, die sich einer konkreten Herausforderung stellen. Das gilt für die klassischen Diakoniewerke wie

² „Diakonie ist Wesens- und Lebensäußerung der Kirche.“ Satzung des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland vom 13. Oktober 2004 in der Fassung vom 18. Oktober 2007, § 1(2).

für Projekte einer Gemeinde. 1887 begann Prediger Eduard Scheve im Berliner Osten sein Projekt „Bethel“ mit einer Diakonisse. Heute gehören zum Diakoniewerk 15 Betriebe. 1600 Mitarbeiter arbeiten für 860 pflegebedürftige Senioren in den Pflegeheimen, 480 Patienten werden ambulant betreut, 320 Menschen sind Bewohner im betreuten Wohnen, etwa 7600 Menschen sind pro Jahr als Patienten in den Kliniken.

Der Ursprung dieses Werkes liegt in der Mutterhausdiakonie. Hier schlossen sich Frauen zusammen, die eine bestimmte Berufung in die Diakonie erfahren hatten. Sie wollten Diakonissen werden. Sie sahen sich zur Ehelosigkeit berufen und verzichteten weitgehend auf eigenen Besitz. Sie ließen sich von ihrer Leitung in bestimmte Arbeiten entsenden. Das ihnen zustehende Einkommen ging an das Mutterhaus. Von dort wurde zentral für die Schwestern gesorgt. Diakonissen bekamen, was sie zum Lebensunterhalt brauchten – Nahrung, Kleidung und Wohnung. Ebenfalls wurde für Urlaub, Erholung und geistliche Begleitung gesorgt. Diakonissen haben sich in unterschiedliche Dienste senden lassen. Sie waren unterwegs als Gemeindeschwestern, als Jugendschwestern in der Arbeit der Vereinigungen, sie waren tätig in Privatpflegen und am meisten als Schwestern in Krankenhäusern.

Nach dem 2. Weltkrieg stand in der Bundesrepublik der Aufbau des Sozialstaates an. Nun gab es eine wesentliche Veränderung: Man entsandte nicht mehr Schwestern in die Arbeit anderer Träger, sondern wurde selbst Träger. Es wurden eigene Krankenhäuser und Seniorenzentren gebaut oder übernommen. Man stellte nun nicht mehr das Personal, Menschen, die voller Hingabe an Gott und den Nächsten ihre Lebensberufung leben, sondern begann, eigene Betriebe zu führen. Zunächst führte man die Betriebe weitgehend mit eigenem Personal. Wesentliche Bereiche wurden von der Schwesternschaft geleitet. Die Diakonissen prägten das Erscheinungsbild der Häuser. Aber die Kapazitäten der Schwesternschaft reichten nicht aus. Durch Personalübernahme und Neueinstellungen kam es zu einer Durchmischung. Man war nicht mehr unter sich. Das war man früher auch nicht. Nur jetzt war man auch eigener Träger.

60 Jahre später hat sich das grundlegend gewandelt. 2011 gibt es noch 70 Bethel-Diakonissen, das Durchschnittsalter ist 80. In den Einrichtungen des Diakoniewerks arbeitet schon längere Zeit keine Schwester mehr. Selbstverständlich ist nun alles nicht mehr wie früher. Während man in den 1960er und 70er Jahren die Übernahme von Häusern als Gottes Führung feierte, steht man heute vor der Frage, wie kann man denn diese Häuser im Sinne der ursprünglichen Absicht weiter führen? Personen können diakonisch handeln, bei Institutionen wird das schwieriger. Das Arbeitsvertragsrecht der Diakonischen Werke will daran festhalten, dass die in diakonischen Einrichtungen Tätigen auch diakonische Menschen sind. Man muss das mal gelesen haben:

„§ 1 Diakonischer Auftrag, Dienstgemeinschaft

(1) Die dem Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) angeschlossenen Einrichtungen sind dem Auftrag verpflichtet, das Evangelium Jesu Christi in Wort und Tat zu bezeugen. Der diakonische Dienst ist Wesens- und Lebensäußerung der evangelischen Kirche.

(2) Alle in einer diakonischen Einrichtung tätigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bilden eine Dienstgemeinschaft. Von den Mitgliedern dieser Dienstgemeinschaft wird erwartet, dass ihr Verhalten innerhalb und außerhalb des Dienstes der Verantwortung für die Nächste und den Nächsten entspricht.

(3) Der diakonische Dienst geschieht im Auftrag Jesu Christi. Wer sich aus anderen Beweggründen zu diesem Dienst bereit findet, ist Mitarbeiterin und Mitarbeiter mit gleichen Rechten und Pflichten; sie bzw. er muss jedoch die evangelische Grundlage der diakonischen Arbeit anerkennen.

(4) Der Dienstgeberin bzw. dem Dienstgeber erwächst aus dem Wesen der Dienstgemeinschaft die Pflicht zur Fürsorge für jede einzelne Mitarbeiterin und jeden einzelnen Mitarbeiter.³

Dieser Text klingt fast wie eine Meditation zum christlichen Dienstverständnis, ist aber ein Paragraph des Arbeitsrechtes eines Spitzenverbandes der Wohlfahrt. Die in (3) angesprochenen „anderen Beweggründe“ zur Mitarbeit in der Diakonie dürften mehr und mehr zur Regel werden. Natürlich haben die allermeisten Mitarbeiter, die einen medizinischen oder pflegerischen Beruf erlernt haben, eine soziale Ader und ein Herz für Menschen. Mitarbeiter in der Diakonie suchen aber auch einen Arbeitsplatz, mit dem sie ihren Lebensunterhalt finanzieren können. Dass sie ihren Beruf in einem christlichen Haus ausüben, verbinden sie gelegentlich mehr mit Ansprüchen gegenüber dem Dienstgeber als mit ihrer eigenen Motivation.

Auch die „gemeindenahе Diakonie“ wird sich diesem Wandel stellen müssen. Wer professionell helfen will, muss sich dabei manchmal von Profis helfen lassen. Dabei entsteht die Frage, wie viele Mitarbeiter, die aus „anderen Beweggründen“ mitarbeiten, verträgt ein Projekt? Warum soll sich z. B. eine Gemeinde, die eine Hausaufgabenhilfe als Aufgabe sieht, nicht von einem pensionierten Lehrer helfen lassen, auch wenn der nicht „gemeindenah“ ist?

2.2 Der Wandel im Selbstverständnis der Bedürftigen

Nur ein kleiner Teil der Patienten und Bewohner geht in konfessionelle Häuser, weil es sich um eine christliche Einrichtung handelt. Man kommt, weil einem das Ambiente gefällt, weil die Angehörigen in der Nähe wohnen, weil das Haus

³ Arbeitsvertragsrichtlinien für Einrichtungen, die dem Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland angeschlossenen sind, beschlossen von der Arbeitsrechtlichen Kommission des Diakonischen Werks der EKD, Stand 1. Januar 2011, (www.diakonie.de/avr-dwekd-aktuell/20110301.pdf).

einen guten Ruf hat. Sprach man früher von den „uns anvertrauten Menschen, Patienten und Bewohnern“, so verstehen sich diese Menschen zunehmend als Kunden. Es sind nicht die Menschen, die wie im Gleichnis vom barmherzigen Samariter unter die Räuber gefallen sind, die aufgesammelt werden, bei denen man sich um die Erstversorgung kümmert und dann noch dafür bezahlt, dass ein freundlicher Wirt für die Genesung sorgt. Die Diakoniewerke machen keine Diakonie an den Ärmsten, es sei denn, dass es dafür spezielle Projekte gibt. Es geschieht Diakonie an den Versicherten. Jede Dienstleistung ist zu bezahlen. Von den Kassen und mit dem Eigenanteil der Versicherten. Nun kann man eine Dienstleistung bezahlen, aber auch Nächstenliebe? Damit entsteht nicht nur für den Träger einer diakonischen Einrichtung oder eines diakonischen Projektes ein Problem. Auch Hilfesuchende sind nicht mehr das, was sie einmal waren. Sie erwarten von der Diakonie höchstens mehr Leistung fürs gleiche Geld. Es soll schöner, liebevoller und geborgener sein.

Wer mit Dienstleistern zu tun hat, kann erfahren, dass man kompetent und freundlich betreut wird. Dabei ist oft nicht zu unterscheiden: Sind Mitarbeiter freundlich, weil es ihr Wesen ist oder sind sie freundlich, weil es ihr Job ist? Wenn jemand in einem Pflegeheim freundlich und liebevoll gepflegt wird, macht das die Pflege aus Liebe zum bedürftigen Menschen oder gehört es einfach zum professionellen Verhalten? Konkurrenten oder Mitbewerber diakonischer Einrichtungen sind verschiedene Träger, die sich engagiert um ihre Kunden kümmern. Die Menschen werden dort ebenfalls liebevoll versorgt. Bei Bedarf wird sogar ein konfessionelles Angebot eingerichtet. Spätestens jetzt taucht die Frage auf, was unterscheidet Einrichtungen in christlicher Trägerschaft von Einrichtungen anderer Träger oder Sozialunternehmen? Der Unterschied in diakonischen Einrichtungen ist der, dass man bei aufrichtiger Betrachtung weiß, dass man auch nicht anders ist. Vielleicht sind aber auch die Anderen Teil des göttlichen Erbarmens, ohne dass sie es wissen?

2.3 Diakonie in „babylonischer Gefangenschaft“

Ob es sich um Einrichtungen oder um Projekte einer Gemeinde handelt, ein unbefangener Umgang mit den Themen Geld und Wirtschaftlichkeit ist nötig. Wird den klassischen Diakoniewerken gelegentlich vorgeworfen, dass nur noch gefragt wird, ob es sich rechnet, so führt an der Frage des Rechnens nichts vorbei.

Ein Thema der 1980er Jahre in der Diakonie war die „Versöhnung von Ökonomie und Theologie“. Hintergrund war, dass aufgrund der Finanzierungsfragen für diakonische Einrichtungen verstärkt Kaufleute nötig wurden, und das nicht nur als Sachbearbeiter, sondern als Führungskräfte. Dabei entstanden mitunter Spannungen zwischen den handelnden Personen. Betriebswirtschaftler und Theologen können versöhnt miteinander leben. Betriebswirtschaft und Theologie können sich aber nicht versöhnen, weil sie aus sich heraus gar nicht im Streit sind. Die Ökonomie versteht und gestaltet die Gesetzmäßigkeiten des

Hauses (*oikos* – Haus, Anwesen; *nomos* – Gesetz, Regel). Dass sich ein Haus tragen muss, haben schon die alten Klöster, Spitäler und Hospize gewusst. Diakonische Einrichtungen wollen nicht nur dienen, sie müssen auch verdienen. Wenn keine sprudelnde Stiftung oder ein großer Spenderkreis im Hintergrund stehen, bleiben nur Fördermittel und Finanzierung durch die sozialen Leistungssysteme wie Kranken- oder Pflegekassen. Damit steckt die betriebliche Diakonie in einer babylonischen Gefangenschaft. Es sind keine freien Unternehmen. Diakonie in der Bundesrepublik ist Teil einer sozialen Planwirtschaft. Ob Jugendhilfe, Krankenhäuser oder Pflegeeinrichtungen – es mag Fördervereine geben, die eine Einrichtung mit der Finanzierung nicht refinanzierter Projekte unterstützen. Das jeweilige „Kerngeschäft“ ist über die Kassen und öffentliche Mittel finanziert. Aus dieser babylonischen Gefangenschaft gibt es keine Rückkehr ins gelobte Land. Ausbruchversuche sind zwecklos und man kann sich nur an die Mahnungen Jeremias halten, der Stadt Bestes, den Schalom, zu suchen (Jer 29).

Dabei besteht in unserem Land ein Dickicht von Gesetzen, Bestimmungen und Regeln. Man kann seiner betagten Nachbarin etwas von einem Einkauf mitbringen. Fängt sie an, nicht nur das ausgelegte Geld zu erstatten, sondern gibt sie dem Helfer Geld für den Dienst, kann durchaus die Falle der Schwarzarbeit aufgehen. Sobald eine Gemeinde einen Kinderspielplatz einrichtet, tauchen Haftungs- und Versicherungsfragen auf. Sobald auch nur ein Mitarbeiter angestellt ist, bekommt man es mit dem Arbeitsrecht zu tun. Sobald Bedürftige unterstützt werden, tauchen steuerliche und Fragen der Gemeinnützigkeit auf. Darum ist Diakonie immer auch Geschäft und wer sie tut, sollte das Geschäft verstehen. Man kann sich dieser Tatsache durch Nichtstun entziehen. Wer sich aber dem Nächsten zuwendet, tut es unter den jeweiligen kulturellen Gegebenheiten. Wie ein missionarisch-diakonisch Tätiger in Afrika sein Moskitonetz braucht und vor dem Anziehen der Schuhe hineinschaut, ob sich nicht irgendein Tier hinein verkrochen hat, so ist auch hier mit dem Dschungel zu leben. Man sollte nicht nur fragen, ob Diakonie drin ist, sondern wo drin die Diakonie ist.

Bei diakonischen Aktivitäten wird betriebswirtschaftliches Handwerkszeug gebraucht. Dabei ist darauf zu achten, dass Betriebswirtschaft nicht wertfrei ist. Sozialer Dienst, Dienst für Menschen, lässt sich nicht wie industrielle Produktion gestalten. Man kann die Pflege der Großeltern nicht wie Produktionslinien der Industrie nach Osteuropa oder in den fernen Osten verlagern. Daher wird sich die Betriebswirtschaft in der Diakonie immer von der Theologie fragen lassen müssen, welche Werte sie vertritt und umsetzt. Die Theologie sollte aber bei allen Fragen wissen, dass sie über betriebswirtschaftliches Handwerkszeug nicht verfügt. Hochmut ist also für keine Seite gut.

3 Herausforderungen diakonischer Verkündigung

Gesellschaftliche Debatten liefern immer wieder Themen, die aufzunehmen sind und bei denen sich die christliche Gemeinde dem Ernst des Lebens stellt. Ich zeige das an den Themen „Pflegebedürftigkeit“, „Altersarmut“ und „selbst bestimmtes Sterben“⁴.

3.1 Pflegebedürftigkeit

„Bevor ich ins Heim muss, möchte ich lieber sterben.“ – Derartige Aussagen sind nicht nur im säkularen Bereich zu hören. Wahrscheinlich kennt sie jeder Seelsorger. Was ist da passiert? Wer im vollen Besitz seiner Kräfte sein Leben gestaltet, kann und mag sich Pflegebedürftigkeit nicht vorstellen. Aber wer hat gelehrt, dass bedürftige oder auch pflegebedürftige Zeit schlimmer als der Tod sei? Wenn Menschen sich nicht mehr wertvoll fühlen, weil sie keine Leistung mehr bringen können, ist der Gedanke der Leistungsgesellschaft pervertiert. Es entspricht dem christlichen Menschenbild, dass der Mensch leisten soll, wann und was immer ihm möglich ist. Es gehört aber ebenso dazu, dass der Mensch Zuwendung, Hilfe und Pflege empfangen soll, wenn die eigene Kraft nicht mehr reicht. Wenn es in Prediger 3 heißt, dass alles seine Zeit hat, dann hat auch Bedürftigkeit ihre Zeit. Abschnitte, in denen man viel kann, sind nicht wertvoller als Abschnitte, in denen man weniger oder nichts mehr kann. Wer sich umbringen will, weil er immer weniger leisten kann, ist falsch informiert. Die Botschaft von der Gnade Gottes betrifft nicht nur den Sünder in seinem Verhältnis zu Gott. Die Gnade Gottes ist auch in Bezug zum vergehenden Geist und zum vergehenden Leib zu verkünden.

In diesem Zusammenhang taucht immer wieder die Wendung auf, dass jemand „in ein Heim abgeschoben“ wurde. Angehörige von Pflegebedürftigen sehen sich diesem Vorwurf ausgeliefert. Dabei erleben sie Druck durch die Betroffenen und machen sich auch eigenen. Diese Menschen sind zu trösten. Man schiebt niemanden ins Heim ab, weil man ihn loswerden will. Man vertraut Menschen einem Heim an, weil sie dort besser versorgt und betreut werden, als man es selbst könnte. Die Aufnahme in eine Pflegeeinrichtung ist keine Abschiebung. Es kann das Beste sein, was einem geschieht, auch wenn es ein tiefer Einschnitt in einer Lebensgeschichte ist.

Wenn Menschen Hilfe brauchen, ist auf die Institutionen zuzugreifen, die professionell helfen können. Stationäre Pflege ist ein solcher Bereich. Es ist kein Bereich, vor dem man sich fürchten muss, auch wenn Missstände in Heimen immer wieder zur Sprache kommen. Missstände im Heim sind Unfälle, aber nicht die Regel. Es ist ein Irrtum, wenn das Leben in einer Pflegeeinrichtung als

⁴ Unter anderem zu diesen Fragen wurden 2008 im Diakoniewerk Bethel e. V., Berlin, Grundsatzpositionen veröffentlicht, auf die ich hier zurück greife (www.BethelNet.de).

schlimmer als der Tod eingeschätzt wird. Das widerspricht der Lebenswirklichkeit von pflegebedürftigen Menschen. Menschenwürdiges Leben schließt Pflege nicht aus, sondern ein. Den Aufenthalt in einer Pflegeeinrichtung als Horror-Vorstellung zu sehen, ist gleichzeitig eine Diffamierung von Menschen, die in der Pflege arbeiten. Pflege sollen die machen, die es fachlich, psychisch und körperlich können. Ist die Pflege professionell getan, können Menschen ihren Angehörigen das schenken, was die Pflege nicht hat: Zeit.

Wer bedürftige Phasen seines Lebens vermeiden will, hat ein verprägtes Menschenbild. Der Umgang mit Bedürftigkeit im Alter sollte nicht als Schreckgespenst vor Augen stehen. Jeder Mensch hat mit Pflegebedürftigkeit sein Leben begonnen. Ein Säugling ist schwerstpflegebedürftig. Er kann seine Not nur durch Schreien und sein Wohlbefinden bestenfalls durch ein Lächeln äußern. Kein Mensch wundert sich über die schwere Pflegebedürftigkeit eines Säuglings, der sich nicht waschen, kleiden und ernähren kann. Im Alter erscheint Pflegebedürftigkeit ein misslicher Zustand zu sein. Bedürftigkeit ist ein wesentlicher Bestandteil menschlichen Lebens und nicht Ausdruck eines missglückten Lebens. Nach den Aussagen der biblischen Schöpfungstexte ist der Mensch als ein bedürftiges Wesen auf der Welt. Es mag Abschnitte in der Lebensgeschichte geben, in denen man diese Wirklichkeit nicht vor Augen hat. Menschliches Leben ist nicht als Säugling süß und als alter, pflegebedürftiger Mensch grässlich. Menschen sind immer zum Erbarmen. Und die Decke, die darüber liegt, kann ziemlich dünn sein. Wo „Diakonie drin“ ist, wird man sich diesen Fragen stellen und besonders den Menschen, die sie bewegen.

3.2 Altersarmut

In unregelmäßigen Abständen taucht in den Medien der Begriff der „Altersarmut“ auf. Auch hier besteht die Notwendigkeit, den Begriff theologisch zu werten. Der Begriff der „Altersarmut“ macht zunächst auf ein Problem in der Rentenfinanzierung aufmerksam. Nach entsprechenden Studien ist damit zu rechnen, dass 2030 mindestens 10 % der Rentempfänger in Deutschland unliebsame Lebensumstände drohen. Es betrifft die Jahrgänge der jetzt 20-40jährigen.

Die sich wiederholende Aufregung um „Altersarmut“ in 20-30 Jahren muss Anlass sein, dass sich die Gesellschaft, aber auch die christlichen Gemeinden, den Ängsten stellt, die mit den Begriffen „Alter“ und „Armut“ verbunden werden. Alt sein und auch noch arm sein – das ist der totale Widerspruch zu den Idealen eines Lebens, das sich über Begriffe wie jung, gesund, dynamisch und erfolgreich definiert. Dieses Ideal beschreibt aber weder die Wirklichkeit noch die Würde des menschlichen Lebens. Ganz sicher muss die Gesellschaft das Problem der „Altersarmut“ im Sinne von Fragen der Rentenversicherung anpacken. Gleichzeitig muss sich die Gemeinde und ihre Verkündigung auch den Fragen nach „Alter“ und „Armut“ theologisch stellen.

Menschen wünschen sich für ihren Ruhestand, dass man endlich sein Leben so gestalten kann, wie man es schon immer wollte. Unabhängig von beruflichen Pflichten will man reisen, genießen, erleben, Zeit haben, sich engagieren, wo es einem Freude macht. Ersehnt ist die Fortschreibung des bisherigen Lebensstils bei guter Gesundheit, finanziellen Möglichkeiten und bei gleichzeitiger Abwesenheit beruflicher Verpflichtungen. Man will ein hohes Lebensalter erreichen, alt werden, aber man will nicht alt sein. Diese Hoffnung wird getrübt. Sich nicht den für den Ruhestand erträumten Lebensstandard leisten zu können, darauf machen die Nachrichten von der „Altersarmut“ aufmerksam. Aber: Was für einen Ruhestand, welches Befinden im Alter sollte man sich erträumen? Mit Ängsten besetzte Vorstellungen vom Alter scheinen weit verbreitet. Die Gesellschaft wird in den nächsten Jahren zu einer neuen Sicht des Alters finden oder finden müssen. „Alter“ sollte als ein Begriff der Würde, der Reife, der Erfüllung und auch des Abschiednehmens verstanden werden. Das Alter ist keine Drohung. Es ist der uns beschiedene Weg.

Der in dem Zusammenhang genannte Begriff der „Armut“ ist ambivalent und relativ. Ambivalent ist Armut, weil sie in der christlichen Tradition nicht nur als trauriges Schicksal gewertet wird, sondern auch als ein wertvoller und heiliger, gelegentlich sogar geforderter Lebensstil. In manchen christlichen Gemeinschaften wird z. B. ein Armutsgelübde als ein besonderer Ausdruck gottgefälligen Lebens verstanden. Die biblischen Überlieferungen sprechen vom Reichtum als Segen Gottes, der Fluch werden kann. Auch Armut kann ein Fluch sein oder heiliger Lebensstil. Nun gibt es einen Unterschied, ob jemand arm, also sehr einfach, leben will – oder ob er so leben muss, obwohl sein Lebensplan anders aussah. In unserer Gesellschaft ist einfaches Leben kein von der Allgemeinheit angestrebtes Lebensziel. Armut wird vielfach verstanden als das Resultat einer gescheiterten Lebensplanung. Inwieweit die Umstände oder eigene Schuld als Ursachen zur Erklärung heran gezogen werden, ist dabei Ermessensspielraum. Es dürfte auch auf die eher dem Mittelstand zuzurechnenden Gemeinden zukommen, dass man einander helfen muss, arm zu sein. Der Nachkriegsgrundsatz, dass es die Kinder einmal besser haben sollen, schien sich durch die Wohlstandsgesellschaft zu erfüllen. Es scheint eine Sackgasse, wie sich langsam herausstellt.

Aus biblischer Sicht ist Armut keine Schande. Jesus lehrte: „Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer.“ (Lk 6,20) Damit wird nicht die Armut glorifiziert, aber der arme Mensch in seiner Würde gesehen. Dass Arme ihre Würde erfahren, ist eine gesellschaftliche Aufgabe. Die christliche Gemeinde muss einüben, dass einfaches Leben vor Gott mehr Würde hat, als verschwenderisches. Diakonie hat nicht die Aufgabe, Menschen zur Habgier zu ermutigen. Sie hat von Reichen das Teilen zu fordern und von allen den Willen und die Tat der Gerechtigkeit.

Es ist derzeit nicht zu befürchten, dass man in Deutschland absolute Armut zulässt, also eine Armut, die einen Menschen in seiner physischen Existenz be-

droht. Die unbequeme Wahrheit ist, dass das Leben in unserem Land einfacher werden muss. Aber nicht nur für einen Teil der Menschen, das ist die andere Seite der Wahrheit. Das einfache Leben muss gerecht verteilt sein.

Im Zusammenhang der Debatten um „Altersarmut“ sollte die Verkündigung heraus stellen: Alter ist keine Drohung. Die Gesellschaft hat die Aufgabe, die Würde des alten Menschen und die Würde des pflegebedürftigen Menschen zu achten. Alter steht unter der Fürsorge und dem Segen Gottes. Das Kommen des Alters ist als Teil der Lebensgeschichte zu bejahen und nicht als Unglücksfall zu betrachten. Und: Armut darf keine Drohung sein. Sie kann sogar Verheißung haben.

3.3 Selbst bestimmt sterben?

Wer in Pflegeeinrichtungen und Krankenhäusern tätig ist, trifft immer wieder auf Wünsche und Einschätzungen von schwer leidenden Bewohnern und Patienten: „Ich will nicht mehr leben.“ „Ich möchte sterben.“ „Lassen sie mich doch sterben!“ „Können sie mir nicht etwas geben?“ Hinter solchen Sätzen steht große Not.

Das Thema des selbst bestimmten Sterbens wird uns in den nächsten Jahren zunehmend beschäftigen. Man stirbt heute nicht so einfach. Die Hochleistungsmedizin, die grundsätzlich ein Segen ist, führt zu Fragestellungen, auf die Menschen in biblischen Zeiten nicht kamen. Intensivmedizin hat dazu geführt, dass Menschen heute gesund leben können, die zu anderen Zeiten gestorben wären. Sie hat auch dazu geführt, dass Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen leben müssen. Wer eine Wiederbelebung startet, hat die Hoffnung, dass wieder Leben möglich wird. Was für ein Leben das aber sein wird, kann im Augenblick der Rettung keiner sagen.

Gott hat die Menschen sterblich geschaffen. Es ist auch Gott, der will, dass Menschen einander nicht töten. Nach christlicher Auffassung sollen sich Menschen beistehen und helfen. Das gilt in besonderer Weise für die Menschen, die auf der letzten Wegstrecke sind. Sterben gehört zum Leben. Die Begleitung Sterbender ist Lebenshilfe bis zum Schluss. Einem Menschen beim Sterben zu helfen, bedeutet, ihn würdig zu begleiten, ihm Einsamkeit oder Gemeinschaft nach seinem Wunsch zu ermöglichen und mit allen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten Schmerzen zu lindern.

Manchmal ist für Pflegende die Begleitung Leidender und Sterbender eine derartige Herausforderung, dass sie sich am Leben eines Menschen vergreifen, dessen Leben sie als nicht mehr lebenswürdig empfinden. Die eigene Ohnmacht, leidenden Menschen nicht helfen zu können, kann dazu führen, mit dem Gedanken zu spielen, einem Menschenleben ein Ende zu setzen. Für Menschen kann der Anblick schwer leidender oder entstellter Mitmenschen entsetzlich sein. Was sich dann in Begleitenden regt, ist nicht nur Mitgefühl und Nächstenliebe. Es gibt die Erfahrung von Hilflosigkeit, Angst vor der eigenen Zukunft oder Sehnsucht nach Allmacht.

Anders ist es, wenn ein Mensch selbst bestimmt den Todeswunsch äußert. Menschen, die sterben wollen, weil sie sich selbst unerträglich geworden sind, brauchen den Beistand anderer Menschen. Natürlich ist Selbstbestimmung ein hohes Gut. Der höchste Wert menschlichen Lebens ist die Selbstbestimmung jedoch nicht. Dann wäre jedes Leben, das sich nicht selbst bestimmen kann, nicht lebenswert. Die Würde des Menschen vollendet sich nicht in seiner Selbstständigkeit. Die Würde des Menschen vollendet sich in seiner Annahme von Zuwendung und Begleitung. Das christliche Menschenbild sieht die Würde des Menschen auch gerade dort gegeben, wo er nicht mehr selbst handeln kann. Aktive Sterbehilfe ist nicht letztes Erbarmen, wie es gelegentlich dargestellt wird, sondern endgültige Abwendung und Ablehnung eines Menschenlebens.

Umfragen in unserer Gesellschaft zeigen ein unterschiedliches Bild zum Thema „aktive Sterbehilfe“. Gelegentlich wird der Eindruck erweckt, als sei die Mehrheit dafür. Verlässliche Zahlen fehlen. Die Argumente der Befürworter der „aktiven Sterbehilfe“ sind nachvollziehbar: Nachdem man sein Leben selbstbestimmt gelebt hat, will man sich den letzten Abschnitt nicht aus der Hand nehmen lassen. Man will den Zeitpunkt seines Todes bestimmen können, wie die anderen Termine seines Lebens auch. Bevor man zulässt, dass man „selbst nichts mehr machen kann“, will man sich die Möglichkeit des Handelns erhalten. Als Zeichen letzter Freiheit möchte man sich selber töten können, bzw. sicher gehen, dass man Hilfe zur Selbsttötung erhält, oder, falls auch das nicht möglich ist, dass man auf Wunsch getötet wird.

Nicht jeder Wunsch kann erfüllt werden. Ein Mensch darf bitten, dass man sein Leben beendet. Man mag auch Verständnis für einen derartigen Wunsch entwickeln. Aber welcher Mensch bekommt von wem das Recht, diese Bitte zu erfüllen? Es gibt Wünsche, die dürfen sich Menschen nicht erfüllen. Es darf nicht dazu kommen, dass Menschen in heilenden Berufen zu Menschen in tödenden Berufen werden. Es muss dem Irrglauben widersprochen werden, dass nur das Leben würdig ist, das sich selbst bestimmt. Die uralte Menschheitsfrage des Leidens wird nicht gelöst, indem man Leidende „erlöst“. Nächstenliebe geht mit dem Menschen bis zum Ende, sie macht ihm aber kein Ende.

4 Diakonie ist Eingriff ins Leben

In freikirchlichen Kreisen wird der Wert der Diakonie gelegentlich daran gemessen, ob die betreuten, behandelten und gepflegten Menschen Gemeindeglieder werden. Aber Beispiel Pflegeheim: Demente Menschen wird man nicht mehr als Spender oder Gemeindeglieder gewinnen können. Das macht sie nicht zu einer vorrangigen Zielgruppe missionarischer Arbeit. Es gibt Menschen, die sich im Alter bekehren. Demente werden es in der Regel nicht tun. Aber lieben lassen sie sich noch. Das Spüren von Barmherzigkeit wird durch Verkalkung nicht eingeschränkt. Diakonie sollte nicht zum Zweck werden. In der Diakonie

fragen wir nicht, ob ein Mensch einer von uns geworden ist. Wir fragen, was sind wir ihm geworden. Das betrifft auch die „gemeindenahen“ diakonischen Projekte, die nach einer Weile in Frage gestellt werden, weil sich keiner bekehrt.

Es ist nicht die erste Aufgabe eines diakonischen Projektes oder einer christlichen Einrichtung, Menschen zum Nachdenken zu zwingen. Ohne Hintergedanken ist dem Menschen beizustehen. Es ist zu kurz, wenn man nur Alte, Kranke, Arme, Behinderte, Sterbende sieht, deren jeweilige Not Anknüpfungspunkt zum Glauben sein müsste. Diakonie greift in diese Lebensgeschichten ein und lässt sich freilich auch nicht den Mund verbieten. Die in der Liebe Tätigen begegnen Menschen und nicht nur deren Leiden und Krankheiten.

Während sich manche Kirchgemeinde in der Professionalisierung ihrer Veranstaltungen und ihrer Öffentlichkeitsarbeit übt, werden in der Diakonie Menschen berührt. In Krankenhäusern werden Menschen richtig angefasst. Da wird mit scharfen Instrumenten geschnitten, es werden Knochen gesägt, es wird gehämmert, gebohrt und geschraubt, es werden Organteile entnommen. Das sind schwere und schwerste Eingriffe in den Körper eines Menschen. In der Pflege wird nicht aus sicherer Entfernung gesegnet. Da wird ins volle Leben gegriffen.

Es wird immer wieder diskutiert, was der „Mehrwert“ diakonischer Einrichtungen ist. Und ob das noch Diakonie ist, was man da treibt, fragen sich auch Geschäftsführer, Vorstände und Aufsichtsgremien diakonischer Einrichtungen. Wenn es gut geht, punktet man in den Fragen der Qualität. Dass sich christliche Häuser dabei auf den Spitzenplätzen bewegen sollten, müsste Ehrensache sein, wenn man den Begriff „christlich“, also „zu Christus gehörend“, verwendet. Diakonische Einrichtungen und diakonische Projekte sind geistliche Orte. Diakonie beschäftigt sich nicht mit Scheinleibern. Sie bejaht das Kreuz als Teil des irdischen Lebens und lebt damit – in aller Schwachheit – in der Spur der Menschwerdung Gottes. Ob nach allen erfahrenen Hilfen einer zurückkommt, um Gott zu loben (Lk 17, 15), ist nicht in ihrer Verantwortung.

Abstract

The author reflects on his experiences as a pastor and theological executive of a Christian provider of care and social welfare encompassing hospitals and other establishments. After showing that *diakonia* in the Greek new testament has a wide range of meaning, he proceeds to show the historical development of Christian welfare and the changes on the road to institutionalization, economic accountability, changes in the expectations of the employees and clients, and the necessities of meeting the legal requirements of the state. He then discusses three areas of special interest: people in need of care, poverty among the elderly, and the claim of some to have the right to die. In conclusion he argues against misusing care for ulterior motives, and affirms human life in all its God-given weakness.

Uwe Dammann, c/o Diakoniegemeinschaft Bethel e. V., Clayallee 18-22,
14195 Berlin